

Mary Shnayien

Sichere Räume, reparative Kritik. Überlegungen zum Arbeiten mit verletzendem Material

2022

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18126>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Shnayien, Mary: Sichere Räume, reparative Kritik. Überlegungen zum Arbeiten mit verletzendem Material. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 14 (2022), Nr. 1, S. 54–65. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18126>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

MARY SHNAYIEN

SICHERE RÄUME, REPARATIVE KRITIK

Überlegungen zum Arbeiten mit verletzendem Material

Wissen Sie was, liebe Leser*innen? Eigentlich würde ich dieses Buch lieber gar nicht schreiben müssen. Es gibt so viel schönere Dinge, als sich durch die frauenfeindlichen Hasstiraden frustrierter junger Männer zu lesen. Kätzchen kraulen. Mit der besten Freundin Champagner trinken. Feministische Graphic Novels lesen. Pen-and-Paper-Kampagnen spielen. Sogar sich die Zehennägel zu schneiden ist angenehmer als die Recherche in Incel-Foren! Aber, um mal mein eigenes Motto zu zitieren: Irgendeine muss es ja tun.¹

Mit diesen Worten beginnt Veronika Kracher ihr Buch *Incels. Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults* und weist damit direkt zu Anfang auf einen Umstand hin, der ihre Forschung nicht bloß zeitweise begleitet hat, sondern der überhaupt nicht von ihr zu trennen ist: Der Forschungsgegenstand affiziert die Forscherin und erzeugt über die gesamte Dauer des Projekts hinweg negative Affekte. Kracher stellt diese ins Zentrum der Einleitung von *Incels*, die sich mit einer schlaglichtartigen Auswahl von Ereignissen rechter Gewalt der letzten Jahre auseinandersetzt, und gibt auf diese Weise einen Einblick in die Herausforderungen ihrer Forschung. Wie Kracher von den Forenbeiträgen und Memes aus Imageboards wie *4chan* oder *8kun*, aber auch «Manifesten» von Attentätern, die sie analysiert, affiziert wird, macht sie an verschiedenen Stellen deutlich, etwa wenn sie unmittelbar nach dem Anschlag auf die Synagoge von Halle am 9. Oktober 2019, bei dem der Attentäter nach seinem gescheiterten Versuch, schwer bewaffnet in die Synagoge einzudringen, Jana L. und Kevin S. ermordet sowie zwei weitere Personen verletzt, einen Tag mit der Lektüre diverser Imageboards verbringt. Die Gleichgültigkeit in den Kommentaren der «globalen Online-Rechten»² gegenüber den Opfern, gepaart mit dem zynischen Auslachen des Täters dafür, dass es ihm nicht gelungen war, in die Synagoge einzudringen und seine Tat dort wie geplant auszuführen, rufen bei Kracher nicht nur psychische, sondern auch körperliche Reaktionen hervor: «Mir war schlecht.»³ Krachers Unwohlsein endet nicht mit der Lektüre: «Ich schrieb auf Facebook einen längeren Post über den Anschlag und verbrachte

¹ Veronika Kracher: *Incels. Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults*, Mainz 2020, 7.

² Ebd., 8.

³ Ebd.

die Nacht weitestgehend schlaflos und von Alpträumen heimgesucht.»⁴ Auch eine wenige Tage später von ihr unternommene Zugfahrt nach Merseburg für einen bereits geplanten Vortrag über Incels löst Beklemmung aus: «Merseburg ist nur wenige Kilometer von Halle entfernt. Ich hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch, als ich im Zug saß.»⁵ Ihre zum Zeitpunkt des Verfassens der Einleitung bereits zwei Jahre andauernde Forschungsarbeit zu Incels resümierend bemerkt Kracher lakonisch:

Wer hätte gedacht, dass ein Mangel an Respekt vor den eigenen psychischen und physischen Grenzen auch von Vorteil sein kann – man kann sich intensiv mit einem wirklich scheußlichen Thema befassen, von dem die meisten Menschen, und das auch zu Recht, lieber die Finger lassen, und – zack! – ist man gefragte Koryphäe auf dem Gebiet.⁶

Anhand solch bissig-ironischer Kommentare, die sich durch das ganze Buch ziehen, lässt sich Krachers Bewältigungsstrategie erkennen, also der Weg, den sie gefunden hat, um eine Distanz zu schaffen zwischen sich und dem sie negativ affizierenden Forschungsgegenstand, zwischen sich und den Verletzungspotenzialen des Materials, mit dem sie sich beschäftigt. Diese im Schreiben verortete Bewältigungsstrategie bleibt allerdings nicht auf die Einleitung beschränkt: «Den einen oder anderen ironischen Seitenhieb wird mir die Leserin verzeihen müssen – *manchmal* ist ironische Distanz die *einzig mögliche* Bewältigungsstrategie, um einem Thema wie <Incels> begegnen zu können.»⁷

An diese Feststellung lässt sich unmittelbar die für diesen Artikel zentrale Frage anschließen, welche *anderen* Strategien der Auseinandersetzung mit verletzendem Material möglich wären. Denn Krachers Umgangsweise mit ihrem Material, so sehr diese für sie selbst wirkungsvoll gewesen sein mag, beinhaltet dennoch problematische Momente, in denen erkennbar wird, dass es in manchen Punkten gerade *keine* Distanz ist, die zu den Gegenständen entsteht. Stattdessen findet oftmals eine nahezu unheimliche Verdopplung der im Material enthaltenen Gesten und Affekte statt – und damit der vorhandenen Verletzungspotenziale. Dies lässt sich beispielsweise an Krachers Analyse des Manifests des Attentäters von Isla Vista aus dem Jahr 2014 beobachten, das sie als «eine der ermüdendsten, langweiligsten und stilistisch schlechtesten Lektüren, die [sie sich, MS] jemals angetan habe», einführt.⁸ In dem Manifest mit dem Titel *My Twisted World* beschreibt der Attentäter seine Kindheit und die Ereignisse, die er als formativ für (unter anderem) seine Misogynie sowie seinen Rassismus empfindet. Über Jahre angestaute, negative Gefühle, so sein Narrativ, entladen sich schließlich in dem von ihm verübten Anschlag. Nach einer cursorischen Inhaltszusammenfassung merkt Kracher an: «Meine Kommentare im Manuskript selbst bestehen übrigens zum Großteil aus: <Du weinerlicher, narzisstischer, verzogener Rotzlöffel. Komm mal klar.>»⁹ So nachvollziehbar Krachers Reaktion sowohl auf die irrationalen, misogynen und rassistischen Legitimationen der Gewalt ist, die das Manifest anbietet, als auch auf das von

4 Ebd., 9.

5 Ebd., 10.

6 Ebd., 10f.

7 Ebd., 16, Herv. MS.

8 Ebd., 63.

9 Ebd., 65.

diesem ausgehende Verletzungspotenzial, das sich nicht zuletzt auch gegen sie als Frau richtet, ist es dennoch bemerkenswert, dass Krachers Mittel der ironischen Distanznahme und verlachenden Demütigung in abgeschwächter Form Gesten wiederholen, die sie in ihrer Analyse der Kommunikationskultur des Imageboards *4chan* im vorangegangenen Kapitel als elementar für die Täterwerdung kritisiert hat.¹⁰ Machen sich andere Personen in den Online-Foren in demütigender Art über (gescheiterte) Attentäter lustig, so macht sich Kracher in abwertender Weise über Incels lustig. Damit lässt sich die bereits formulierte Frage danach, ob es nicht auch andere Strategien gibt, sich vor verletzendem Material zu schützen, konkretisieren: Wie können funktionierende Bewältigungsstrategien für die Beschäftigung mit antisemitischem, rassistischem, misogynem, verschwörungstheoretischem Material aussehen, die eine wirkungsvolle Kritik desselben ermöglichen, indem sie die Affektkulturen des analysierten Materials nicht strukturell wiederholen?

Verletzungspotenziale

Bei dem bisher vergleichsweise abstrakt als *verletzend* oder *negativ affizierend* beschriebenen Material handelt es sich zumeist um Memes, Imageboard-Einträge, Posts auf Facebook, Twitter, Instagram, Reddit etc., Telegram-Nachrichten, Bitchute- und YouTube-Videos von Talkrunden oder auch Attentaten, Blogposts und Manifeste, die antisemitische, rassistische, misogynen Verschwörungsnarrative und Hassbotschaften beinhalten und in vielen Fällen unmittelbar mit der Ausübung physischer Gewalttaten durch Incels, Ökofaschisten und andere Attentäter ähnlicher rechtsnationalistischer Couleur verbunden sind. Diese Botschaften sind, wie mittlerweile zahlreiche Untersuchungen darlegen, nicht von den digitalen Medien zu trennen,¹¹ in und mit denen sie emergieren, verbreitet werden und ihre Wirkung entfalten, ohne jedoch auf diese beschränkt zu bleiben.¹² Simon Stricks umfangreicher und erhellender Untersuchung *Rechte Gefühle. Affekte und Strategien des digitalen Faschismus* folgend, besteht die Wirkung des Materials vor allem in einer affektiven Mobilisierung: Bei einer kleinen Irritation im Alltag (wie beispielsweise einem ungewohnt erscheinenden Gendersternchen) «setzt die alternative Rechte an und bietet schnelle Orientierungen und Verklarungen. [...] Kleine Affekte werden abgeschöpft, aufgeschäumt zur valenten und gerichteten Emotion, durch ideologische Konstrukte stabilisiert und als Weltansichten zementiert.»¹³ Dies macht «Gefühl, Emotion, Affekt» zu dem «primäre[n] Medium, auf dem die Alternative Rechte im Netz sendet und gewinnt».¹⁴ Kurzum: Das Material, um das es in diesem Artikel geht und das mit Strick dem *reflexiven Faschismus* zugeordnet werden kann, zeichnet sich vor allem durch eine distinkte «affektive Struktur, [...] eine *Gefühlswelt*» aus und funktioniert über Affizierung.¹⁵ Krachers Thematisierung der negativen Affekte und Gefühle, die sie nach einer Sichtung der Memes, Manifeste und Posts der Incels bei sich bemerkt, wird damit zu einer doppelten Dokumentation (neu-)rechter Affektpolitiken. Sie zeigt nicht nur die

¹⁰ Vgl. ebd., 62. Meine Kritik ist selbstverständlich kein Plädoyer für Empathie mit dem Attentäter.

¹¹ Dieser Beitrag unternimmt keine medien-spezifische Analyse dieser Verschränkung, ebenso wenig wie eine Analyse des Materials, das die hier angestellten Überlegungen informiert. Stattdessen sollen zunächst ein breites Problemfeld geöffnet und generelle Überlegungen angestellt werden, die in zukünftige medien-spezifischere Analysen einfließen können.

¹² Vgl. dazu u. a. Marc Tuters, Emilija Jokubauskaitė, Daniel Bach: Post-Truth Protest. How 4chan Cooked up the Pizzagate Bullshit, in: *M/C Journal*, Bd. 21, Nr. 3, 2018, doi.org/10.5204/mcj.1422; Maik Fielitz, Nick Thurston (Hg.): *Post-Digital Cultures of the Far Right. Online Actions and Offline Consequences in Europe and the US*, Bielefeld 2019; Jessica Johnson: The Self-Radicalization of White Men: «Fake News» and the Affective Networking of Paranoia, in: *Communication, Culture and Critique*, Bd. 11, Nr. 1, 2018, 100–115; dies.: *Affective Radicalization and White Masculinity*, in: *Feminist Media Studies*, Bd. 19, Nr. 2, 2019, 297–299; Gabriele Dietze, Julia Roth (Hg.): *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*, Bielefeld 2020; Maik Fielitz, Holger Marcks: *Digitale Faschismus. Die sozialen Medien als Motor des Rechtsextremismus*, Berlin 2020; Simon Strick: *Rechte Gefühle. Affekte und Strategien des digitalen Faschismus*, Bielefeld 2021; Jasmin Degeling, Hilde Hoffmann, Simon Strick: «Mein Handy hat schon COVID-19!» Überlegungen zu Digitalem Faschismus unter Bedingungen der Corona-Pandemie, in: *onlinejournal kultur & geschlecht*, Nr. 26, 2021, 1–23, kulturundgeschlecht.blogs.ruhr-uni-bochum.de/wp-content/uploads/2021/02/Degeling-Hoffmann-Strick-digitaler-Faschismus.pdf (7.1.2022).

¹³ Strick: *Rechte Gefühle*, 61.

¹⁴ Ebd., 32. Herv. i. Orig.

¹⁵ Ebd., 22.

identifikatorischen und anschlussfähigen Potenziale, die das Material für manche bereithält und die Strick in seiner Analyse des reflexiven Faschismus als dessen Funktionsweise identifiziert, sondern auch ihre Kehrseite: die gewaltvollen, verletzenden und abstoßenden Potenziale, die, außer in konkretem Bezug auf die Opfer einer jeweiligen Gewalttat, zumeist aus den Untersuchungen ausgeklammert werden. Dieses Affizierungs- und damit auch das Verletzungspotenzial des Materials, so konnte ich in Gesprächen mit Kolleg_innen bemerken, entfaltet sich je nach Positionalität der Forscher_innen jeweils unterschiedlich und – anekdotische Evidenz erlaubt diese Feststellung – scheint abhängig zu sein von individueller Situiertheit entlang der Differenzachsen *race, class, gender, dis_ability*, Neurodiversität oder -typie, von Tagesform und/oder Persönlichkeitsstruktur. Angesichts der Erkenntnis, dass die Wirkungsweise des Materials in dessen Affektlogiken liegt und dass dementsprechend auch Forscher_innen, und in nächster Instanz die Leser_innen ihrer Texte, von dessen Wirkung nicht ausgenommen sind, ist es allerdings umso bedauerlicher, dass die Schwierigkeiten im Umgang mit diesem Material vergleichsweise wenig diskursiviert werden.¹⁶

Dies gilt auch für andere, verwandte Fachkulturen. So schreibt etwa der britische Historiker und Genozidforscher James Robins: «[A]nyone who has documented depravity knows the symptoms», und verweist dennoch zu Recht darauf, dass das Phänomen des_der von der Geschichte traumatisierten Historiker_in bisher «unstudied and [...] not widely known» sei.¹⁷ Während Psychotherapeut_innen, Sozialarbeiter_innen und Angestellte im medizinischen Bereich bei Bedarf psychologische Hilfe anfordern können, bleibe diese Möglichkeit anderen Berufsgruppen wie geschichts- und geisteswissenschaftlichen Forscher_innen, Anwält_innen und Journalist_innen weitestgehend versagt, obgleich das Phänomen des *vicarious trauma*, also der indirekten Traumatisierung, bereits seit den 1990er Jahren bekannt ist.¹⁸ Ohne an dieser Stelle gegen eine Institutionalisierung von Hilfsangeboten und damit für eine weiterhin vereinzelnde Eigenverantwortlichkeit der Forscher_innen argumentieren zu wollen, bleibt dennoch fürs Erste die Frage: Wie mit jenen antisemitischen, rassistischen, misogynen Materialien aus Memes, Posts, Manifesten etc. umgehen, die nicht nur zahlreich sind, sondern denen auch ein hohes Affizierungs- und Verletzungspotenzial innewohnt? Wie können wir, als unterschiedlich situierte Forscher_innen, sichere Räume schaffen, in denen wir uns, aber auch die Leser_innen unserer Texte vor dem in den Affektpolitiken des Materials, das wir sichten, analysieren und kritisieren, liegenden Verletzungspotenzial schützen?

Paranoides Material und reparative Formen der Kritik

Eine erste Antwort auf diese Frage des methodischen Vorgehens könnte lauten: Es ist wichtig, die affektiven Ansteckungs- und Verletzungspotenziale der Dokumente, die für ihre Diskussion relevant sind, nicht zu wiederholen oder sie zumindest einzugrenzen, da ihre Zirkulation, und das nicht nur bei

¹⁶ Das Ausklammern von Verletzung auf Seiten der Forscher_innen in den jeweiligen Untersuchungen kann unterschiedliche Gründe haben, die von unterschiedlich starker Affizierung über das jeweilige Verständnis wissenschaftlicher Objektivität bis hin zum Wunsch, sich durch das Verschweigen der eigenen Verletzbarkeit zu schützen, reichen können.

¹⁷ James Robins: Can Historians Be Traumatized by History?, in: *The New Republic*, 16.2.2021, [newrepublic.com/article/161127/can-historians-traumatized-history](https://www.newrepublic.com/article/161127/can-historians-traumatized-history) (3.8.2021).

¹⁸ Vgl. ebd.

Wenn dieser Begriff seit längerem immer wieder eingefordert wird, sollte jede_r Forschende diesen implizierenden Begriffen mit Verdacht begegnen (wie Ricœur's hermeneutische Verdachtshaltung ja hier zitiert wird): den Begriff einer affektiven Kritik nicht einfach zu wiederholen, als ob er selbsterklärend wäre, sondern danach zu fragen, was dieser sein/leisten kann und welcher Affektbegriff im Spiel ist.

MARIE-LUISE ANGERER

Die ›Ver-Lagerung‹ eines *paranoid reparative reading*, das gerade in der Erniedrigung anderer sein Begehren findet, müsste in einer «affektologisch argumentierenden Rassismustheorie» mitbedacht werden. Und gerade weil Paranoia mehr ist als ein (negativer) Affekt, wäre außerdem zu fragen, inwieweit sie für eine progressive, anti-rassistische Kritik operationalisiert werden könnte.

CLEMENS APPRICH

Mitschnitten der Livestreams von Attentaten oder auch bei den dazugehörigen Manifesten, eine Reproduktion oder Verlängerung der mit ihr zusammenhängenden Gewalt bedeuten kann. Eine wirksame Kritik an (neu-)rechten Positionen und der sie kennzeichnenden affektiven Mobilisierung oder, um es mit Strick zu sagen, an dem, «was die Alternative Rechte an Inhalten, Gefühlen und Beheimatungen produziert»,¹⁹ sollte im Idealfall also nicht bloß argumentativ, sondern auch auf der Ebene des Affektiven erfolgen. Für diesen in Analyse (und Kritik) zu leistenden affektiven Ebenenwechsel bedarf es allerdings eines geeigneten Hebels, denn er ist nicht leicht zu vollziehen. Als einen solchen möchte ich die Unterscheidung von *paranoid* und *reparative reading* der Queertheoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick vorschlagen.

In ihrem Essay «Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're So Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You» benennt Sedgwick zwei verschiedene Arten der Herstellung von Wissen über die Welt: eine, die strukturelle Ähnlichkeiten zur Paranoia aufweist und daher von ihr als *paranoid reading* bezeichnet wird, und eine ihr entgegengesetzte, offenere Form, die sie als *reparative reading* bezeichnet. Sedgwick betont die affektive Dimension der Herstellung von Wissen und Theoriebildung, indem sie danach fragt, was es bedeutet, Wissen(-produktion) in einer spezifischen Art zu organisieren, und welche Konsequenzen damit einhergehen (oder auch nicht). Ihre Überlegungen dazu leitet Sedgwick mit der kurzen Schilderung eines Gesprächs zwischen ihr selbst und der befreundeten ACT-UP-Aktivistin Cindy Patton während des ersten Jahrzehnts der AIDS-Krise ein. Sedgwick schildert, wie sie Patton nach ihrer Meinung zu den «sinister rumors about the virus's origin» fragt:²⁰ Wurde das HI-Virus in einem Forschungslabor hergestellt, mit dem Zweck, es als Biowaffe einzusetzen? Patton gibt eine Antwort, die Sedgwick zunächst frustriert zurücklässt: Selbst, wenn alle im Umlauf befindlichen Gerüchte stimmen würden – «what would we know then that we don't already know?»²¹ Pattons

¹⁹ Strick: *Rechte Gefühle*, 49.

²⁰ Eve Kosofsky Sedgwick: *Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You're so Paranoid, You Probably Think This Essay Is About You*, in: dies. (Hg.): *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*, Durham 2003, 123–151, hier 123.

²¹ Ebd.

Antwort ist in der Tat zunächst kontraintuitiv: Würde man nicht annehmen, dass politisches Handeln es erfordert, alle Zusammenhänge und Motive, insbesondere die der Akteur_innen, gegen die man sich auflehnt, zu kennen? Würden diese nicht die Sichtweise auf die Situation, in der man sich befindet, das eigene Handeln und die eigene Strategie des Protests informieren?

Sedgwick beschreibt, wie sie nach Jahren des Nachdenkens über die erhaltene Antwort feststellt, dass sie diese eben aufgrund der in ihr zunächst enthaltenen Trennung von historischen Zusammenhängen und den scheinbar unausweichlich auf sie folgenden Reaktionen als «enabling»²² empfindet – als einen neuen Möglichkeitshorizont eröffnend: «Patton's comment suggests that for someone to have an unmystified, angry view of large and genuinely systemic oppressions does not intrinsically or necessarily enjoin that person to any specific train of epistemological or narrative consequences.»²³ Was hier für aktivistisches Handeln gilt, überträgt Sedgwick im Verlauf ihres Aufsatzes auf wissenschaftliches Forschen – eine Geste, der auch dieser Beitrag folgen wird. Um also einen konkreten Bezug zur Frage des Umgangs mit negativ affizierendem Material herzustellen: Eine genaue Kenntnis der Gewaltzusammenhänge, in denen sich die Dokumente befinden und die sie herstellen, sowie der affektiven Wirkung, die sie ausüben (können), bindet Forscher_innen und ihre Wissensproduktion nicht automatisch und in unhintergebar Weise an die Affektkulturen des Materials. Doch wie genau lässt sich nun dieser affektive Ebenenwechsel vollziehen?

Anhand der Unterbrechung der ansonsten als Kontinuität wahrgenommenen Kette Wissen – Fühlen – Handeln kommt Sedgwick genauer auf die Performativität von Wissen zu sprechen:

Patton's response to me seemed to open a space for moving from the rather fixated question Is a particular piece of knowledge true, and how can we know? to the further questions: What does knowledge *do* [...]? *How*, in short, is knowledge performative, and how best does one move among its causes and effects?²⁴

Die Feststellung, dass Wissen über eine Performativität verfüge, wird von Sedgwick zunächst als «very routine to discover» benannt.²⁵ Dennoch verbleibt Sedgwick noch eine Weile bei den Auswirkungen dieser scheinbaren Selbstverständlichkeit, da diese zu einer Verkennung der Schlagkraft der Performativität von Wissen innerhalb der Critical Theory führe.²⁶ Dieses Argument entfaltet Sedgwick anhand ihrer Beobachtung, dass die von Paul Ricœur beschriebene *Hermeneutik des Verdachts*, also die «Entzauberungsgesten» Marx', Nietzsches und Freuds sowie in deren Tradition stehender Forscher_innen, nach der sich stets hinter einem Gegenstand die eigentliche, noch aufzudeckende Wahrheit desselben befinde, in die Critical Theory verschoben worden sei. Dies habe schließlich dazu geführt, dass der in der Frage «Is a particular piece of knowledge true, and how can we know?» ausgedrückte Modus von Kritik nahezu synonym mit dem Üben von Kritik selbst wurde.²⁷ Paradoxaerweise habe dies

22 Ebd., 124.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Ebd.

26 Vgl. ebd.

27 Vgl. ebd.

den unbeabsichtigten Nebeneffekt, dass es schwerer werde, «to unpack the local, contingent relations between any given piece of knowledge and its narrative/epistemological entailments for the seeker, knower, or teller».²⁸

Die methodologische Zentralität des Verdachts in Kombination mit der Performativität von Wissen wird Sedgwick zufolge innerhalb der Critical Theory also zu einer Art Selbstläufer, frei nach dem Motto: Wenn die hinter einem Sachverhalt liegende Wahrheit in der Analyse zutage getreten sei, werde die Performativität von Wissen den Rest schon erledigen. Diese für die Critical Theory zentrale Funktionsweise, so lässt sich mit Sedgwick feststellen, leistet zwar eine argumentative Kritik, die auf der Enthüllung einer verborgenen Wahrheit basiert, aber nicht automatisch eine affektive Absetzung vom Material. Auch bei Strick findet sich eine Kritik an auf Enthüllung basierender Wissensproduktion über reflexiven Faschismus:

Die Strategie, durch einen «Extremismusverdacht» eine gewünschte Deradikalisierung oder Demaskierung zu erreichen, geht nirgendwo auf. Und damit meine ich: gar nicht. [...] Die automatisierte Geste der Überführung muss also *entlernt* werden: Sie funktioniert nicht.²⁹

Was Strick als «Überführung» bezeichnet, entspricht ebenjener mit Sedgwick als zentral für die Critical Theory eingeordneten Entzauberungsgeste und dem Vertrauen in die Performativität derselben. Eine rein argumentative Demaskierung rechter Ideologie ist, wie Strick insistiert, also keine wirkungsvolle Kritik an dieser – und darüber hinaus, wie sich anhand der vorangegangenen Ausführungen zu Kracher anführen lässt, auch keine Möglichkeit, den affektiven Strukturen und damit auch dem Verletzungspotenzial des Materials beizukommen.

Doch noch einmal einen Schritt zurück, denn es lohnt, Sedgwicks Verwendung des Begriffs Paranoia genauer zu betrachten. Sich gegen einen klinisch-pathologisierenden Gebrauch des Wortes Paranoia wendend, kommt es Sedgwick eher darauf an, Paranoia als strukturelle Funktionsweise der Wissensproduktion zu begreifen denn als zu Verwerfendes oder zu Therapierendes zu markieren.³⁰ Diese Sichtweise erlaubt ihr eine Analyse der Verschiebung von der Paranoia als Wissensobjekt hin zur Paranoia als Methode, als Modus der Wissensproduktion der Critical Theory. Insgesamt führt Sedgwick fünf Eigenschaften paranoider Wissensproduktion auf: Paranoia sei 1. antizipatorisch, 2. reflexiv und mimetisch, 3. und 4. eine *strong theory* negativer Affekte und 5. vertraue sie auf die Effekte der Entzauberung oder Enthüllung.³¹ Es ist wichtig, an dieser Stelle explizit darauf hinzuweisen, dass Sedgwick zwar in erster Linie eine Kritik an einer bestimmten Tradition kritischen Denkens formuliert, paranoide Praktiken der Wissensproduktion aber nicht auf wissenschaftliche Theoriebildung begrenzt sind: Sie operieren auch abseits von Wissenschaft in der Art, wie Wissen über die Welt produziert wird, in der man sich befindet. Somit lassen sich paranoide Praktiken der Wissensproduktion sowohl in den für diesen Beitrag zentralen Memes, Imageboard-Einträgen, Posts auf

²⁸ Ebd.

²⁹ Strick: *Rechte Gefühle*, 42 f.

³⁰ Vgl. Sedgwick: *Paranoid Reading and Reparative Reading*, 126.

³¹ Vgl. ebd., 130. Die 3. und 4. Eigenschaft von Paranoia werden bei Sedgwick getrennt besprochen, aber für die Kohärenz des vorliegenden Beitrags zusammengeführt.

Facebook, Twitter, Instagram, Reddit etc., Telegram-Nachrichten, Bitchute- und YouTube-Videos, Blogposts und Manifesten als auch den wissenschaftlichen Diskursen und Arbeiten zu diesen beobachten.

«*There must be no bad surprises*»³² – so lautet Sedgwick zufolge der oberste Imperativ paranoid strukturierter Wissensproduktion. Das Verhindern jeglicher Überraschungen, guter oder (vor allem) schlechter Natur, sei die Grundlage des intimen Verhältnisses von paranoiden Praktiken und Wissen im Allgemeinen und kreierte eine komplexe zeitliche Relation des Wissens zum wissenden Subjekt, in der die unbedingte Ausrichtung auf die Zukunft von der um ihrer Willen zu vermeidenden möglichen Vergangenheit informiert ist: Da es keine bösen Überraschungen geben dürfe und da bereits die Möglichkeit einer bösen Überraschung eine solche sei, müsse Paranoia auch von den schlechten Nachrichten immer schon gewusst haben.³³ Dieser Zusammenhang artikuliert sich insbesondere in der Eigenschaft von Paranoia als *strong theory* negativer Affekte. Paranoide Praktiken der Wissensproduktion als *strong theory* negativer Affekte lassen sich, Strick folgend, im Material erkennen, genauer: in der Strategie der Alternativen Rechten, für jede kleine Irritation des Alltags eine verkürzende Erklärung bereitzustellen. «Rechte Agitation», schreibt Strick, operiert als «komplexer, diskursiver Prozess der Verkürzung: Von der Alltagswahrnehmung schließt sie zur Welttheorie.»³⁴

Dies entspricht der vom Psychoanalytiker Silvan Tomkins vorgeschlagenen Definition von *strong theory*, auf die sich Sedgwick bezieht, als «capable of accounting for a wide spectrum of phenomena which appear to be very remote».³⁵ Die zentrale Leistung einer solchen Theorie ist es damit, ungenau genug zu sein, um ein großes Feld zu organisieren, wohingegen eine *weak theory* näher an ihrem Gegenstand bleibe und auf Phänomene begrenzt sei, die bereits als nah beieinander erscheinen. Tomkins trifft die Unterscheidung von *weak* und *strong theory* im Hinblick auf die von ihm vorgelegte Affekttheorie³⁶, die sich auf den Umgang mit Demütigungen bezieht.³⁷ Aus Tomkins Ausführungen folgert Sedgwick, dass eine Affekttheorie, die auf die Vermeidung von Demütigung oder Erniedrigung des Subjekts ausgelegt ist, paradoxerweise nicht etwa durch das Vermeiden oder Abmildern von Demütigung oder Erniedrigung an Stärke gewinne, sondern vielmehr dadurch, dass sie ihr Versprechen nicht einlöse.³⁸ Die paranoide Praktik der Antizipation des Schlimmstmöglichen, die sich – um bei einem bereits von Strick erwähnten Beispiel zu bleiben – in der Verschwörungstheorie einer gesamtgesellschaftlichen geschlechtlichen Umerzichung durch Gendersternchen äußert, mit der versucht wird, negative Überraschungen zu vermeiden, hat sich als ineffektiv herausgestellt, und die Demütigung verdoppelt sich: Nicht nur ist eine (negative) Überraschung eingetreten, sie ist auch *trotz* der eigenen Vorbereitung eingetreten. Das paradoxe Moment dieser Affekttheorie besteht Tomkins und Sedgwick zufolge darin, dass diese nicht für ihre Ineffektivität verworfen wird, sondern dass sie im Gegenteil ihre Stärke aus dem Scheitern zieht: Man hätte

³² Ebd., Herv. i. Orig.

³³ Vgl. ebd.

³⁴ Strick: Rechte Gefühle, 61.

³⁵ Tomkins zit. n. Sedgwick: Paranoid Reading and Reparative Reading, 134.

³⁶ Unter einer Affekttheorie lässt sich mit Sedgwick eine Art, Ereignisse für sich zu sortieren und zu bewerten, verstehen, vgl. ebd., 135.

³⁷ Ich gebe hier Sedgwards Darstellung von Tomkins' Ausführungen wieder, vgl. ebd.

³⁸ Vgl. ebd., 134.

sich eben besser vorbereiten müssen, hätte noch misstrauischer antizipieren müssen – die Verschwörungstheorie wird gestärkt.

Lassen sich die erste, dritte und vierte Eigenschaft paranoider Praktiken exemplarisch in erster Linie dem Material zuordnen, können die zweite und fünfte der Forschung zugeordnet werden. Auf die Unzulänglichkeit einer (wissenschaftlichen) Kritik, die hauptsächlich im Modus der Offenlegung oder Entzauberung operiert, wurde mit Strick bereits verwiesen. Bleibt noch die zweite von Sedgwick postulierte Eigenschaft: Sedgwick betrachtet paranoide Praktiken als ansteckend, was sich in der Herstellung symmetrischer Epistemologien zeige.³⁹ Diese Ansteckungen und vor allem die symmetrischen Epistemologien werden, so schreibt sie, durch die Eigenschaft von Paranoia, sich reflexiv und mimetisch zu verhalten, erzeugt: «Paranoia seems to require being imitated to be understood, and it, in turn, seems to understand only by imitation.»⁴⁰ Dies lässt sich exemplarisch an dem letzten Kapitel von Krachers *Incels* mit dem Titel «Nachwort: Brief an einen Incel» betrachten. In diesem Brief adressiert Kracher die Incel-Community in der bereits diskutierten bissig-ironischen Weise, die auch teilweise in offen aggressiven Sarkasmus kippt. Eine ganze Seite lang fasst Kracher das Weltbild der Incel-Community, die sie dabei direkt adressiert, mit unüberlesbarem Sarkasmus zusammen, um schließlich die Frage «*Sagt mal, habt ihr eigentlich noch alle Tassen im Schrank?!*» zu stellen.⁴¹ Zusammen mit der Wiederholung, der Imitation der verletzenden Sprache der Incel-Community erfolgt auch eine Wiederholung der Mittel der ironischen Distanznahme und verlachenden Demütigung, die Kracher, wie bereits einleitend bemerkt, in ihrer Analyse als elementar für die Täterwerdung kritisiert hat: Es entsteht eine symmetrische Epistemologie von Material und Analyse.⁴²

Sedgwicks Unterscheidung von paranoiden und reparativen Praktiken der Wissensproduktion lässt sich also als eine Strategie verstehen, die im besten Sinne «enabling» ist,⁴³ da ihr Einsatz darauf basiert, in dieser Welt nicht bloß zu überleben, sondern zu leben, ohne die in ihr befindlichen (negativen) Affekte nur spiegeln zu können, ohne im Spiel des paranoid-reaktiven Antizipierens des Schlimmstmöglichen gefangen zu sein, ohne immer schon von der Welt in eine scheinbar ausweglose Epistemologie des Angegriffen-Werdens, Sterben-Lassens und Umgebracht-Werdens verstrickt worden zu sein. Dabei geht es Sedgwick nicht darum, einer reparativen Position mehr Wahrheit zuzusprechen als einer paranoiden, sondern eher darum, auf die verschiedenen Konsequenzen, die sich aus den unterschiedlichen Positionierungen ergeben können, aufmerksam zu machen. Eine Form der Wissensproduktion zu wählen, die nicht paranoid, sondern reparativ ist, zieht andere Kreise, entwirft andere Narrative, und so verändern sich auch die wahrgenommenen Möglichkeiten für Kritik und damit für das eigene Handeln. Es lässt sich ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass auch eine bisher geleistete, paranoid strukturierte Wissensproduktion nicht bedeutet, dass man an diese Form der Wissensproduktion gebunden bliebe: Die Position kann gewechselt werden.

³⁹ Vgl. ebd., 126.

⁴⁰ Ebd., 131.

⁴¹ Kracher: *Incels*, 230, Herv. i. Orig.

⁴² Der Vollständigkeit halber ließe sich hier auch eine weitere Lesart anführen: Der «Brief an einen Incel» richtet sich an seine Adressaten in einem Modus der Wissensproduktion, der diesen bekannt ist, und sorgt auf diese Art dafür, dass das Gesagte nicht als «naive, pious, or complaisant» (Sedgwick: *Paranoid Reading and Reparative Reading*, 126) abgetan und verworfen wird. Er endet mit Tipps zu einem Ausweg aus der Gewaltspirale, in der reparative Momente des Zulassens von Überraschungen anklingen, wenn Kracher schreibt: «Ihr habt nichts zu verlieren als euren Hass, ihr habt eine Welt zu gewinnen, die voller aufregender Ungewissheit, Solidarität, Liebe, Entdeckungen, Freundschaft, Selbsterkenntnis und Gefühlen sein wird.» (Kracher: *Incels*, 236.) Darüber, wie wirkungsvoll diese Geste ist, kann an dieser Stelle nur spekuliert werden.

⁴³ Sedgwick: *Paranoid Reading and Reparative Reading*, 124.

Sichere Räume schaffen

Anschließend an Sedgwicks Betrachtungen zu paranoiden und reparativen Praktiken der Wissensproduktion bleibt noch darüber nachzudenken, was Sicherheit im Zusammenhang mit der Forschung an negativ affizierendem Material bedeuten kann. Nach den vorangegangenen Ausführungen ist klar, dass eine Strategie, die versuchen würde, *jegliche* Form des Affiziert-Werdens und damit auch: des Verletzt-Werdens zu vermeiden, selbst paranoid wäre. Es geht also nicht darum, Sicherheit als absolute *Sicherheit vor* dem Material zu denken und die eigene Sicherheit paranoid-präventiv auf ein zu vermeidendes Einbrechen dieses Materials in die eigene Forschung hin zu konstruieren – dies würde letztlich bedeuten, sich niemals damit zu befassen.

Die Wendung *Sicherheit vor* kann mit dem Philosophen Daniel Loick als dem Konzept der *negativen Sicherheit* zugehörig benannt werden. Negative Sicherheit sei im 18. Jahrhundert aus einem mit dem aufkommenden Liberalismus verknüpften negativen Verständnis von Freiheit entstanden, in dessen Kontext Sicherheit nicht mehr als «vollständige Überwachung des gesellschaftlichen Lebens», sondern als «Aufrechterhaltung der Grenzen zwischen den voneinander isolierten individuellen Handlungssphären» konzipiert worden sei.⁴⁴ Die Aufgabe der Grenzsicherung komme, wie Loick aufzeigt, dem Staat zu, was schließlich zu einer «xenophoben Fortifizierungslogik» führe, da andere Menschen lediglich als eine potenzielle Bedrohung der eigenen Freiheit wahrgenommen werden könnten. Eine «wohlgeordnete Gesellschaft» erscheine dementsprechend als durch «Trennung, Nichteinmischung oder Nichtansteckung» bestimmt.⁴⁵ Strukturell kann es also als Ziel der Praktiken eines negativen Sicherheitsbegriffs angesehen werden, eine von außen kommende Bedrohung zu verhindern sowie mögliche affektive Ansteckungen auf den Modus des *paranoid reading* zu begrenzen.

Was hingegen eine reparative Form der Wissensproduktion sein könnte, bleibt bei Sedgwick vergleichsweise unbestimmt. In jedem Fall, soviel verrät Sedgwick, sei diese offen für Überraschungen oder empfinde es als realistisch, überrascht zu werden.⁴⁶ Dies macht sie anschlussfähig an den von Loick vorgeschlagenen *queeren Sicherheitsbegriff*, den er in Anlehnung an Christoph Menkes und Juliane Rebentischs Konzept der «ästhetischen Freiheit»⁴⁷ sowie anhand des in aktivistischen Kontexten zur Zeit der AIDS-Krise entstandenen *Safe/r-Sex-Konzepts* entwickelt. Ein queerer Sicherheitsbegriff zeichnet sich Loick zufolge «durch die Dekonstruktion der strikten Opposition von Sicherheit und Unsicherheit, durch einen Platz für Negativität im Positiven» aus, mittels derer sich die xenophoben Mechanismen sowie das vom negativen Sicherheitsbegriff gespeiste Phantasma einer zu erreichenden *absoluten Sicherheit vor* vermeiden ließen.⁴⁸ Die Besonderheit des queeren Sicherheitsbegriffs ist, so führt Loick aus, dass sich «Sicherheit nur dadurch her[stellt], dass man sich der *Unsicherheit aussetzt*. Damit wird die Dichotomie von Sicherheit und Risiko dekonstruiert:

⁴⁴ Vgl. Daniel Loick: Das Grundgefühl der Ordnung, das alle haben. Für einen queeren Begriff von Sicherheit, in: Mike Laufenberg, Vanessa E. Thompson (Hg.): *Sicherheit. Rassismuskritische und feministische Beiträge*, Münster 2021, 266–286, hier 267. An dieser Stelle möchte ich mich bei Daniel Loick dafür bedanken, dass er mir seinen Aufsatz bereits vor dessen Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat.

⁴⁵ Ebd., 271.

⁴⁶ Vgl. Sedgwick: *Paranoid Reading and Reparative Reading*, 146.

⁴⁷ Loick: *Das Grundgefühl der Ordnung*, 277.

⁴⁸ Ebd., 278. Die Dekonstruktion der binären Opposition von Sicherheit und Unsicherheit beobachtet Loick (ebd., 280) vor allem in den Fürsorge- und Sicherheitspraktiken der AIDS-Aktivist_innen der 1980er Jahre, die sich gegen eine rigide Enthaltungs- und Verbotspolitik zur Herstellung von Sicherheit wandten. Loick bezieht sich maßgeblich auf Douglas Crimps Aufsatz «How to Have Promiscuity in an Epidemic» und auf den wohl bekanntesten Satz aus diesem: «[...] it is our promiscuity that will save us.» Douglas Crimp: *How to Have Promiscuity in an Epidemic*, in: *October*, Bd. 43, 1987, 237–271, hier 253, Herv. i. Orig.

Die Unmöglichkeit von Sicherheit ist zugleich die Bedingung ihrer Möglichkeit.»⁴⁹ Loick verweist an dieser Stelle auf Roberto Espositos Konzept der Auto-Immunsierung, die genau dadurch eine Schutzfunktion entfalte, dass sie eine Gemeinschaft von den hegemonialen Immunsierungsstrategien befreie; wodurch besagte Gemeinschaft allerdings erneut für die «Bedrohung durch das Andere» geöffnet werde.⁵⁰ Nicht durch die Versuche der Vermeidung von Negativität, was das Ziel paranoider Praktiken wäre, sondern durch die Anerkennung von Negativität und Unsicherheit als Teil sowie notwendige Voraussetzung von Sicherheit lässt sich diese herstellen, oder anders: lassen sich solidarische Praktiken finden, die eine andere Form von Sicherheit abseits von hegemonialen, negativen Formen von Sicherheit herstellen. Loick schreibt weiter: «Die Relevanz des queeren Sicherheitsbegriffs – eines Sicherheitsbegriffs also, der sich bewusst ist, dass Sicherheit sich nur durch die Öffnung gegenüber der Unsicherheit realisieren lässt – ist dabei nicht auf die Frage des Sexes beschränkt, sondern betrifft auch andere Themenbereiche».⁵¹

Während Loick eine Diskussion von *safe/r spaces* anschließt, kommt der vorliegende Beitrag zurück zur Frage des Umgangs mit verletzendem Material: Es gilt also Strategien zu finden, mit denen sich sicher und kritisch forschen lässt. Diese können zum einen Vernetzungen unter Kolleg_innen sein, welche diejenigen, die zu verletzendem Material forschen, nicht mit diesem allein lassen, sowie zum anderen, wie dieser Artikel zu argumentieren versucht hat, veränderte methodische Zugriffe auf das Material, die einen affektiven Ebenenwechsel von einem paranoiden zu einem reparativen *reading* ermöglichen. Ein solcher Zugriff könnte unter anderem an aktivistische Praktiken anschließen, wie beispielsweise an den Hashtag #SayTheirNames, der in und mit den Logiken sozialer Medien Aufmerksamkeiten verschiebt: weg von den Täter_innen-diskursen und -namen, hin zu den Perspektiven und Forderungen der Opfer, Angehörigen und Betroffenen. Eine Täter_inzentrierung auch innerhalb der Forschung aufzugeben, könnte bedeuten, eine Analyse und Kritik von (neu-)rechtem Material unter Beteiligung der Perspektiven derjenigen zu leisten, die durch selbiges von Ausschluss und Gewalt bedroht sind. Dieses Vorgehen wäre reparativ in dem Sinne, dass marginalisierten Personen ein Leben *innerhalb* einer gesellschaftlichen Struktur und nicht erst nach Überwindung derselben ermöglicht wird.⁵²

Auch die von der Soziologin Çiğdem Inan in ihrem Aufsatz «Rassismus, Undercommons und die repräsentationsflüchtige Kraft des Affektiven» geforderte «affektlogisch argumentierende[] Rassismustheorie» wäre ein in diesem Sinne reparativer methodischer Zugriff.⁵³ Ausgehend von Biopolitik als «geschichtliche[m] Kontext für die Geburt des modernen Rassismus»⁵⁴ argumentiert Inan, dass die Herausforderung eines solchen Ansatzes darin bestehe, die Ambivalenzen zeitgenössischer Migrationspolitiken rassismuskritisch zu adressieren. Dies erfordere eine «Affekttheorie, die sich nicht auf die Analyse neuer rassistischer Formationen innerhalb postliberaler Migrationsregime

49 Loick: Das Grundgefühl der Ordnung, 280.

50 Ebd.

51 Ebd., 281.

52 Vgl. Anja Michaelson: Sedgwick, Butler, Mulvey: Paranoide und reparative Perspektiven in Queer Studies und medienwissenschaftlicher Geschlechterforschung, in: Manuele Günter, Annette Keck (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies*, Berlin 2018, 97–116, hier 98.

53 Çiğdem Inan: Rassismus, Undercommons und die repräsentationsflüchtige Kraft des Affektiven, in: *Arts of the Working Class*, Nr. 10, 2020, 37–38, hier 38.

54 Ebd., 37.

beschränkt, sondern aus der langen Dauer mehrdimensionaler rassistischer Hierarchisierungen heraus argumentiert».⁵⁵ Unter Rückgriff auf Fred Motens und Stefano Harneys Konzept der *Undercommons* benennt Inan als Stärke einer solchen Rassismustheorie, dass diese identifikatorische Wiedererkennungen verunmögliche, «die stets auf ganze, geheilte, vollständige Entitäten zielen, Formen, die an der Basis aller Rassismen stehen».⁵⁶ Inan schließt in dem genannten Aufsatz sowie in ihrem Vortrag «Die Gemeinschaft der Enteigneten – Affekt, rassistische Gewalt und Politik der Trauer» unter anderem an die Arbeiten von Judith Butler, Sara Ahmed, Fred Moten und Stefano Harney sowie Christina Sharpe an.⁵⁷ Damit legt sie den Grundstein für die weitere Auseinandersetzung damit, in welcher Weise vor allem afropessimistische Positionen unter Berücksichtigung der Gemeinsamkeiten, aber auch der Differenzen, für eine Analyse der Situation Schwarzer Menschen und Menschen of Color in Deutschland im Sinne einer «affektlogisch argumentierenden Rassismustheorie» produktiv aufgegriffen werden können. Diese Auseinandersetzung lässt sich auch auf eine kritische Analyse von verletzendem Material nicht nur auf argumentativer, sondern auch auf affektiver Ebene erweitern. Dies ist notwendig, denn: Die vom Material ausgehenden Verletzungspotenziale als Forscher_in nicht einfach erdulden zu müssen und sie auch darüber hinaus nicht an Leser_innen weiterzugeben, muss nicht nur als Herstellung von queerer Sicherheit innerhalb der Wissenschaft, sondern auch als wesentlicher Bestandteil einer reparativen und damit wirksamen Form der Kritik begriffen werden.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd., 38.

⁵⁷ Çiğdem Inan: Die Gemeinschaft der Enteigneten – Affekt, rassistische Gewalt und Politik der Trauer, Vortrag vom 14.1.2021, Videokanal des SFB «Affective Societies» (FU Berlin) bei Vimeo, vimeo.com/500397692 (3.8.2021); vgl. Judith Butler: *Gefährdetes Leben. Politische Essays*, Frankfurt/M. 2005; Sara Ahmed: *The Cultural Politics of Emotion*, Edinburgh 2014; Stefano Harney, Fred Moten: *Die Undercommons. Flüchtige Planung und schwarzes Studium*, Wien u. a. 2016; Christina Sharpe: *In the Wake. On Blackness and Being*, Durham 2016.